

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-01787-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Raven Kennedy

Played by the Piper – Die Unbeugsame

Roman

Aus dem Englischen von Anita Nirschl

Die englische Originalausgabe erschien 2026 unter dem
Titel «The Sweetest Fiend» bei Avon/Harper Collins, New
York.

1. Auflage Oktober 2026

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Kirchenallee
19, 20099 Hamburg, Oktober 2026

Copyright © 2026 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
«The Sweetest Fiend» Copyright © 2026 by Raven Kennedy
Published by Arrangement with RAVEN KENNEDY LLC

Redaktion Hendrik Lambertus

Farbschnitt Charlie Bowater Illustration

Gestaltung Einband ZERO Werbeagentur, München

Abbildungen Einband Shutterstock

Illustration Vor- und Nachsatz Morgan Evans / maedoetis

Kartenillustration Virginia Allyn

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im
Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Satz aus der Questa

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-499-01787-2

Prolog

Dreißig Jahre zuvor

5

Als die Erde aufbrach wie ein Ei, war es verdammt *laut*. Zuerst kamen plötzliche Beben, die den Boden erschütterten und alle in meinem Bataillon völlig kalt erwischten. Das Training war vergessen, unsere Schwerter sanken herab, und Schreie erhoben sich. Sogar unsere sonst so unerschütterlichen Kommandanten rissen die Augen auf bei der schrecklichen Wucht.

Die Welt bäumte sich auf, als versuchte sie, uns von ihrem Rücken zu werfen.

Ich stürzte so heftig auf die Knie, dass der Schmerz durch meine Knochen schoss, zusammen mit Dutzenden weiterer Männer. Ich versuchte, mich an den Boden zu klammern wie an die Mähne eines bockenden Hengstes, aber es war unmöglich, sich festzuhalten, unmöglich, sich abzustützen.

Wild schaute ich mich auf dem Übungsplatz nach meinem Bruder um. Ich rief Triggs Namen – und sah, wie er beinahe durch eine der Zielscheiben der Bogenschützen geschleudert wurde. Doch er konnte mich über das ohrenbetäubende Brüllen des heftigen Bebens nicht hören.

Dann begann die Erde, sich aufzublähen, als würde Eiter eine Blase anschwellen lassen. Der Boden wölbte sich, feine Risse entstanden, die sich zu schnell ausbreiteten, um ihnen folgen zu können.

Hinter mir knickte der Stall ein wie ein morscher Zweig. Einigen der Pferde gelang es, aus den Trümmern zu entkommen, und ich sah sie an mir vorbeigaloppieren, komplett aufgezümt und völlig verschreckt.

6 Unsere Vorgesetzten brüllten etwas, doch es war unmöglich, sie zu verstehen. Ich konnte nur sehen, wie sich ihre Münder bewegten und sie mit den Armen ruderten, weil sie sich ebenfalls nicht auf den Beinen halten konnten.

Auf allen vieren kroch ich zum Zaun, der den Übungsplatz umgab. Doch kaum hatte ich ihn gepackt, brach das ganze Ding zusammen, und ich fiel auf den Rücken. Mit einem Fluch setzte ich mich auf und konnte erneut meinen Bruder durch den Staub erkennen. Er half gerade einem unserer Freunde dabei, zur Zielscheibe zu kommen und sich daran festzuhalten, den Mund vor Anstrengung und Sorge verzerrt. Seine blaue Uniform war verrutscht, sein kurzes braunes Haar hell vor Schmutz. Er sah plötzlich so jung aus; Angst hatte seinem Gesicht die übliche Fröhlichkeit geraubt.

Ich krallte die Hände in den rauen Boden und kroch auf ihn zu. Manche Soldaten versuchten hektisch, von hier wegzukommen, andere lagen flach auf der Erde, zu benommen, um es auch nur zu versuchen.

Ein unheilvolles Ächzen ließ mich den Kopf nach links herumreißen, wo gerade die Baracke nachgab. Die Schreie aus dem Innern wurden jäh erstickt, als das dreistöckige Gebäude zu Schutt und Trümmern zusammenbrach.

Das da drinnen hätten Trigg und ich sein können.

In diesem Moment geriet ich wirklich in Panik.

«TRIGG!»

Irgendwie durchschnitt meine Stimme das Getöse. Mein Bruder hatte seine Arme um die Zielscheibe geschlungen, sein

angsterfüllter Blick schnellte zu mir. Ich sah ihn mit den Lippen meinen Namen formen.

Varrik.

Nur zwei Jahre jünger als ich, hatte Trigg mir immer nachge-eifert. Wenn ich als Kind angeln ging, spießte er einen Köder auf den Haken und folgte mir. Wenn ich mit meiner Mutter Musik machte, tat er es auch. Als ich anfang, mich für Mädchen zu interessieren, entschied er ebenfalls, dass sie gar nicht so übel waren. Und als ich zur Armee ging, trug er seinen Namen direkt unter meinem in die Einberufungsliste ein.

«Ich komme!», schrie ich, doch diesmal konnte ich nicht einmal mehr meine eigene Stimme hören.

Das Beben wurde so heftig, dass es mir nicht einfach nur die Gliedmaßen durchschüttelte oder meine Zähne aufeinander schlagen ließ. Es presste mir den Atem aus der Lunge. Erschütterte mir das Gehirn im Schädel.

Ich betete zu den Schicksalsmächten, die Erde sollte endlich damit *aufhören*.

Stattdessen brach sie auf.

Als wäre ihre Oberfläche so zerbrechlich wie eine Eierschale.

Mit einer Rauchexplosion zerbarst der aufgeblähte Erdboden, mit mir auf einer Seite und Trigg auf der anderen. Ein weit aufklaffender Spalt schnitt den Übungsplatz und die Gebäude ringsum entzwei, er riss Leute in die Tiefe, ließ Bäume umstürzen und spaltete die Hügel, während er sich mit alarmierender Geschwindigkeit zur Stadt hin ausbreitete.

Ich starrte mit offenem Mund, zu geschockt, um zu begreifen, dass das hier gerade wirklich geschah. Dann stieg ein donnernes Brüllen aus dem Bauch der Erde herauf, sogar noch lauter als zuvor. Ich presste mir die Hände auf die Ohren und biss

die Zähne zusammen, versuchte mich gegen den Ansturm von etwas Unbekanntem zu wappnen.

Und der gezackte Riss *explodierte*.

Mein Blick fuhr hoch, um das grausame Rot zu verfolgen, das er auswarf. Flüssiges Feuer spie einhundert, zweihundert, dreihundert Fuß hoch in die Luft ... und immer noch höher.

8 Als stürmte die Erde gegen den Himmel an.

Noch mehr Lava brodelte empor und ergoss sich auf den Boden, auslaufendem Eigelb gleich. Sie spritzte aus der aufgeplatzten Erde, so wie Blut aus einer Wunde.

Rufe wurden zu Verzweiflungsschreien.

Der Schreck wurde zu Entsetzen.

Mein umherschweifender Blick nahm die grauenhafte Zerstörung in sich auf. In meinen Ohren dröhnten die gequälten Laute meiner Waffenbrüder, die rings um mich herum starben, während Lava pulsierend aus dem Riss quoll. Manche versuchten, wegzurennen, doch der Strom war zu heftig. Zu brutal. Er verbrannte alles und jeden in seinem Weg. Floss mit grausamem, rauchendem Gurgeln voran und überzog die Landschaft mit blutroter Vernichtung.

Hitze traf meine Haut. Ich fuhr gerade noch rechtzeitig herum, um zu erkennen, dass die Lava direkt auf mich zustömte. Pures Adrenalin zwang mich auf die Füße. Ich geriet ins Schwanken, breitbeinig wie ein Seemann, gefangen in einem heftigen Sturm. Doch es gelang mir, zur Seite zu springen. Wieder schrie ich den Namen meines Bruders, versuchte, ihn durch den Rauch hindurch zu entdecken, doch meine Stimme konnte sich gegen das bestialische Brüllen der Erde nicht durchsetzen.

Ein weiterer Soldat, Hektor, fiel direkt vor mir hin und stürzte seitwärts in einen Strom aus glühendem Rot. Sein Auf-

schrei zerriss mir die Trommelfelle, und ich hechtete vorwärts, um ihn am Arm herauszuheben.

Aber ich zog nur eine halbe Person hervor.

Die Lava war so heiß, dass sie ihn mitten durchgeschmolzen hatte. Seine Muskeln hingen in Fetzen, seine Knochenmasse tropfte herab, seine Haut hatte sich verflüssigt. Entsetzte Augen starrten zu mir hoch, während kochendes Blut aus seinem zuckenden Körper quoll. Sein Körper bäumte sich in einem grausigen Todeskampf auf, dann wich sein letzter Atemzug aus ihm heraus.

9

Ich ließ ihn fallen und taumelte zurück. Mein Atem ging stoßweise, meine Gedanken waren wie gelähmt von dem blutigen Anblick. Erst letzte Nacht hatte Hektor in der Taverne zusammen mit uns getrunken und darüber geklagt, dass er noch ein Jahr Wehrdienst zu leisten hatte. Jetzt lag er tot zu meinen Füßen, sein Körper bis zur Unkenntlichkeit zerschmolzen.

Ich wirbelte herum, während blankes Entsetzen durch meine Adern pulsierte.

«TRIGG!»

Ich musste auf die andere Seite des Platzes gelangen. Musste ihn finden. Ich machte einen Satz, fort von dem Lavastrom, während weitere Trümmer und Leichen vorbeiflossen.

Pass auf deinen Bruder auf. Die Stimme meiner Mutter, immer in meinem Kopf, mich stets daran erinnernd, dass ich verantwortlich für ihn war.

In verzweifelter Panik rannte ich auf den Spalt zu. Doch jedes Mal, wenn ich versuchte, näher ranzukommen, spritzte noch mehr Lava daraus hervor. Der Riss hatte sich jetzt so weit ausgebreitet, dass ich nicht mehr erkennen konnte, wo er

aufhörte. Nicht sehen konnte, wo ich um ihn herum gelangen konnte.

Aber – da!

Eine Stelle, an der noch keine Lava herausquoll. Wo der Spalt noch nicht so breit war, dass ich nicht hinüberspringen konnte. Ich rannte darauf zu, taumelte inmitten der Erschütterungen, mit pochendem Herzen und triefend vor Schweiß.

10

Finde ihn.

Gerade als ich den Spalt erreichte, schoss ein neuer Strahl direkt vor mir in die Höhe, spritzte mir beinahe ins Gesicht. Schlitternd kam ich zum Stehen. Der Strahl sprühte in feurigem Bogen empor, als käme er aus den tiefsten Eingeweiden der Hölle.

Ich versuchte, mich abzuwenden und von dem Schwall wegzurennen, doch ich war zu langsam.

Zu nah dran.

Ich spürte es schon eine Sekunde, bevor das flüssige Feuer heranzuckte wie die Zunge einer Schlange. Es traf mich am Rücken und riss mich von den Füßen.

Die Hitze war so unermesslich, dass sie eiskalt brannte.

Lava floss überall um mich herum, während ich schreiend auf dem Boden lag. Es war ein animalischer, rasender Laut, der meine Kehle in Fetzen riss. Die Hände zu Klauen gekrümmt, versuchte ich verzweifelt, fortzukommen, mich irgendwie zu bewegen, doch es war hoffnungslos. Ich war gefangen in dem Strom, wurde mitgerissen wie ein Schiff mitten auf einem wütenden Meer.

Ich roch, wie mein eigenes Fleisch verkohlte. Spürte meine Haut schmelzen. Mein Blut kochen.

Der Schmerz war allesverzehrend.

Ich brannte. Ich litt grausame Qualen. Ich wurde von allem fortgerissen. Fort von meinem Bruder, fort vom *Leben*.

Für Sekunden, Minuten, Stunden, Tage – existierte die Zeit nicht mehr.

Nur der Schmerz.

Ich wartete darauf zu sterben.

Ich *wollte* sterben.

Aber ... Ich tat es nicht.

Und endlich, nachdem alles versiegt war außer den Qualen, wurde mir bewusst, dass das Beben aufgehört hatte. Dass das Brüllen verstummt war, bis auf das Echo in meinen Ohren.

Erst als mich die Flut gegen einen rauchenden Felsen warf, wurde ich nicht weiter davongetragen. Irgendwie gelang es mir, an der rauen Oberfläche Halt zu finden und mich aus dem Lavastrom herauszurollen. Ich hustete brennende Magensäure hoch, und sie traf als übel riechender Klumpen auf den Boden.

Ich blickte an mir hinunter – und sah, dass mein ganzer Körper rot war und dampfte. Meine Kleider waren weggebrannt, der Gürtel fort, die Stiefel verdampft.

Aber ich war am Leben.

Durch und durch von Hitze erfüllt, die hinaufglühte bis in meine spitzen Ohren, aber irgendwie *am Leben*.

Damals wusste ich es noch nicht, aber ich würde dieses Feuer in meinen Adern nie wieder loswerden.

Langsam torkelte ich durch die verwüstete Landschaft. Auf nackten, von Blasen übersäten Füßen ging ich den ganzen Weg zurück bis zu dem aufgebrochenen Spalt in der Erde, wo mich die Lava getroffen hatte. Dort fand ich die Überreste meiner Schwertscheide auf einem Haufen angekohlter Steine.

Dampfendes Metall von einem Beschlag blitzte mir entgegen, irgendwie immer noch intakt, obwohl mein Schwert

vollständig geschmolzen war. Ich hob es mit zitternden Händen auf und starrte das Stück an, während mein Atem stoßweise ging und Rauch durch meine Adern quoll.

Aus dem Spalt quoll immer noch Lava, doch nun nur noch langsam. Die Erde bebte und brüllte und bockte nicht länger, aber die Eruptionen hielten immer noch an; die feuerspeienden Geysire reichten so hoch, dass sie sich in die Atmosphäre ergossen und die Wolken fortschmolzen.

Ich suchte nach Leichen auf der verbrannten Erde, doch da waren keine mehr zu finden. Nur noch verkohlte Knochen – wenn überhaupt. Nichts und niemand war mehr am Leben. Als ich schließlich eine andere Stelle am Spalt fand, an der ich hinüberspringen konnte, suchte ich nach irgendeiner Spur von Trigg. Stundenlang suchte ich.

Ich hoffte.

Ich forderte.

Er musste einfach am Leben sein! Ich musste ihn finden. Wenn ich überlebt hatte, dann er gewiss auch. Das war es, was ich mir einredete. Denn es konnte keine Welt geben, in der er fort war und ich noch hier. In der er mir nicht folgte. In der er nicht zwei Schritte hinter mir war, immer bereit, jede neue Idee aufzunehmen, die mir einfiel.

Pass auf deinen Bruder auf.

Asche überzog mein Gesicht und verklebte meine Augenlider in feuchten Klumpen. Die Nacht begann hereinzubrechen, doch die rauchenden Eruptionen verdeckten den Himmel, weder Mond noch Sterne konnten sie durchdringen. Das Glühen der unaufhörlich strömenden Lava war das einzige Licht, das mir auf meiner Suche zur Verfügung stand.

Also leuchtete mir dieser trostlose rote Schein, als ich ihn schließlich fand.

Unsere Uniformen ließen uns alle gleich aussehen, doch ein qualmender Schuh war es, der mich wie angewurzelt stehen bleiben ließ und mir den Atem raubte.

Sein Stiefel war unverkennbar, wegen der kaum noch sichtbaren blauen Farbe an der Sohle. Ich selbst hatte diesen Streifen gemacht. Ich hatte den Strich aufgemalt, nur um ihn bei der Uniformkontrolle zu ärgern. Er hatte an dem Tag sieben Meilen laufen müssen, und das hatte er mir natürlich heimgezahlt – typisch für uns.

Aber jetzt war das alles, was von ihm übrig geblieben war. Nur dieser Stiefel mit einem Streifen Farbe daran und ein einzelnes Bein, das darin steckte und an dem der Stoff seiner Uniform immer noch qualmte.

Verzweiflung rang in mir mit dem Nichtwahrhabenwollen, und meine Brust zog sich mit einem brennenden Atemzug zusammen.

«Trigg.»

Tränen liefen mir über die Wangen. Mein Körper bebte. Ich hob den Kopf und brüllte hinauf zum blutigen Himmel, während meine Fäuste auf die geschwärzte Erde einhämmerten.

Ich trauerte um meinen Bruder. Meine Kameraden. Meine ganze verdammte Welt.

Ich trauerte, bis sich meine Lunge vom allgegenwärtigen Rauch so sehr verkrampfte, dass es mein Schluchzen erstickte. Schwer atmend kniete ich über dem, was von Trigg geblieben war, und versuchte, ihm seinen Stiefel abzuziehen. Doch er war mit dem Boden verschmolzen. Ich biss die Zähne zusammen gegen die aufsteigende Magensäure, aber ich weigerte mich, ohne ein Stück von ihm von hier fortzugehen. Weigerte mich, ihn nicht bei mir zu haben, wie er es immer gewesen war.

Also griff ich stattdessen sein Hosenbein, wobei ich darauf

achtete, so viel wie möglich davon loszubekommen und die verkohlte Haut darunter zu meiden. Ich erstickte die Glut an den Rändern, dann wickelte ich den Stoff um mein Handgelenk und band ihn so behutsam fest, wie ich konnte.

«Es tut mir leid, Trigg. Es tut mir so leid.» Meine Worte hingen in der Luft; Tränen ließen meine Sicht verschwimmen und schnürten mir die Kehle zu.

Ich machte mir Vorwürfe. Auch den Schicksalsmächten machte ich Vorwürfe. Warf ihnen einen hasserfüllten Blick zu, als ich zum Himmel hinauf sah. Voller wutgetränkter Trauer verfluchte ich sie unerbittlich, bis ich nicht mehr sprechen konnte.

Damals wusste ich es noch nicht, aber ich tat recht daran, sie zu verfluchen.

Denn das hier war ihre Schuld. Jeder wusste, dass die Schicksalsmächte uns begünstigt hatten. Sie hatten uns erschaffen. Unsere Welt geformt. Und sie hatten flüssige Macht in sie gebettet, direkt in das Blut der Erde – und *das* war es, was nun herausströmte.

Geschmolzene Macht.

Alles, weil sie unserer Erde mehr Magie geben wollten, mehr Schönheit, mehr von allem. Jahrhundertlang war diese Macht durch Erdmantel und Kruste emporgewachsen, war knospend durch die Oberfläche gesprossen, um zu gedeihen und unsere Welt im Überfluss erblühen zu lassen.

Aber zu viel des Guten kann gefährlich sein.

Und unsere Erde konnte nicht alles in sich aufnehmen. Nicht mehr.

Also brach sie auf.

Ich wusste es damals noch nicht, aber der Spalt hatte sich viel weiter ausgebreitet, als ich es mir je hätte vorstellen können.

Er zog sich über einen ganzen Kontinent hinweg, über eine Vielzahl von Territorien. Unsere Erdkugel hatte nun einen klaffenden Schlund direkt in der Mitte, und er spuckte Lava aus wie ein feuerspeiender Drache.

Länder wurden verwüstet. Städte niedergebrannt. Die Luft verpestet.

Millionen von Fae, die von der Eruption erfasst wurden, starben, genau wie mein Bruder.

Aber einige Fae – sehr, sehr wenige nur – überlebten.

So wie ich.

Wir kamen in Kontakt mit purer geschmolzener Macht aus dem Blut der Erde, und wir starben nicht, sondern unsere Körper wurden damit *durchtränkt*.

Ich wusste es damals noch nicht, aber die brennende Hitze, die meine Adern erfüllte und die Spitzen meiner Ohren versengte, war neue Macht, die ihre Wurzeln in mich schlug. Was die Schicksalsmächte einst der Erde gegeben hatten, war nun zu einer Form von Magie geworden, die durch unsere Körper floss.

Und wir brauchten diese Magie.

Denn Macht war nicht das Einzige, was aus diesem Riss kommen würde. Etwas anderes, ebenso Tödliches sollte bald darauf folgen, und auch dem würden wir uns stellen müssen.

Aber auch das wusste ich damals noch nicht.

Teil 1



Kapitel 1



17

Die Fliegen feiern ein Festmahl. Ein jäher Schrei erklingt in der Ferne, und dann höre ich auch schon, wie sich ihr fieberhaftes Summen in einem wilden Crescendo darauf stürzt. Ich kann nicht anders, als mir vorzustellen, wie die Person da draußen überschwärmt wird und stirbt. Kann nicht anders, als mich zu fragen, wen es wohl erwischt hat.

Einige Sekunden später verstummt der Schrei. Die sum-mende Kakophonie verklingt.

Ein weiteres Leben ging verloren an die Fliegen.

Ich wische mir die Ponyfransen aus der verschwitzten Stirn und atme zur Beruhigung tief durch. Moder hängt in der Luft, im Raum staut sich der muffige Geruch nach nasser Pulpe und altem Leinen, als wäre er vollgestopft mit durchnässtem Stroh.

«Ein weiterer Haufen abgenagter Knochen auf der Straße», murmelt meine Tante.

Sie hat recht. Von dieser Person wird nicht viel mehr übrig bleiben.

Hinter mir ächzt laut das hölzerne Wasserrad, das sich draußen an der Mauer stampfend durch den Fluss arbeitet. Das Geräusch wird nur vom gleichmäßigen Summen von Insekten übertönt.

Tante Lenna taucht ihr Sieb in die Bütte und schwenkt es

sanft hin und her, um die Fasern zu verteilen. Sie hebt es heraus und lässt es abtropfen, ehe sie den Faserbrei auf den Wollstoff kippt, damit es den Rest des Wassers aufsaugt.

Ich stehe am Trog an der Handkurbel und strecke meine verkrampften Finger. Die hölzernen Zahnräder knarren, als ich die Walze justiere und die Stauklappen für den Wasserfluss prüfe. Das Wasserrad übernimmt einen Großteil der harten Arbeit, trotzdem brennen meine Muskeln jeden Tag.

Papierschöpfen ist nichts für Schwächlinge.

Aber die Plagen zu überleben, erst recht nicht.

Und das ist es, was wir in Brekon tun. Wir überleben.

«Die können jetzt trocknen», sagt Tante Lenna, während sie das Sieb ein letztes Mal auf den Stapel auskippt. Die breiten Schultern und muskulösen Arme verdankt sie ihrer Arbeit, und obwohl sie mit ihrem kräftigen, kantigen Kinn oft streng aussieht, schlägt unter diesem steinharten Äußeren ein unglaublich weiches Herz. «Machen wir Schluss für heute.»

«Geh du schon vor. Ich will noch die Lumpen sortieren und in die Bütte werfen, damit sie schon einweichen können.»

Sie runzelt die Stirn, wobei sich die Falten tief eingraben.

«Ich bin bald fertig, versprochen.»

«Also gut», gibt sie nach. «Aber mach nicht zu lange, Esti. Und wickle dich ein – und zwar *fest*.»

Ich schenke ihr ein Lächeln, als sie vorbeigeht und mir auf die Schulter klopft. «Das mache ich.»

Die einst offenen Fenster der Papiermühle sind allesamt mit Brettern vernagelt. Jede einzelne Ritze ist mit Stoff oder geleimten Streifen zugestopft, was es schwer macht, in diesem schwachen Licht etwas zu sehen. Früher konnten wir hier den ganzen Tag lang frische Luft und Sonnenlicht genießen, aber diesen Luxus hatten wir schon seit Monaten nicht mehr.

Nicht seit diese Plage über uns kam.

Über Nacht fielen wie aus dem Nichts Fliegen über Hamelyn her. Sie vernichteten die Ernte unserer Stadt, töteten unser Vieh, stürzten sich in so großen Schwärmen auf die Leute, dass sie bei lebendigem Leib aufgeessen wurden. Und die verdammten Dinger legen überall Eier.

Es sind jetzt schon fünf Monate, und wir kämpfen immer noch gegen sie an, ohne dass ein Ende in Sicht ist.

19

So läuft das mit den meisten Plagen, die unsere Stadt heimsuchen – bis auf die seltenen Gelegenheiten, wenn unser Gebietsherr jemanden zu Hilfe holt. Für gewöhnlich müssen wir sie einfach aussitzen. Aber nach fünf solchen Monaten ist unser tägliches Leben zermürend geworden, und unsere Zuversicht schwindet immer mehr. Diese Plage hält länger an als jede andere, die wir bislang ertragen haben.

Es ist auch nicht so, als könnten wir von hier fortgehen. Unsere Welt Brekon hat strenge Gesetze. Sobald eine befestigte Stadt oder Ortschaft von einer Plage heimgesucht wird, müssen die Tore versiegelt werden, um die Ausbreitung zu verhindern. Nur unser regierender Gebietsherr hat die Befugnis, sie wieder zu öffnen.

«Sei du auch vorsichtig», sage ich zu Tante Lenna. «Die Fliegen werden jetzt aufgestachelt sein.»

Das sind sie immer, wenn sie frische Beute gemacht haben.

«Mach dir um mich mal keine Sorgen. Hiervon werden die nichts wollen», sagt sie und deutet dabei auf sich selbst. «Ich bin viel zu bitter.»

Ich lächle trocken, während ich zusehe, wie sie unsere Version einer Rüstung anlegt: dicke Handschuhe an den Händen, die Hosenbeine in die Stiefel gesteckt sowie ein Stück Stoff um das Gesicht gewickelt und anschließend in den Kragen

ihres Hemds gestopft. Kein Stück Haut darf entblößt sein, sonst werden sich die Fliegen sofort darauf stürzen.

Genauso wie auf denjenigen, der da draußen seinen letzten Atemzug hinausgeschrien hat, wer auch immer er gewesen ist.

20 Wenn der Schwarm groß genug ist, können sie jemanden innerhalb von Minuten bis auf die Knochen auffressen – sogar innerhalb von Sekunden. Es ist ein täglicher Kampf, die Gebäude sauber zu halten. Nicht blutig gebissen zu werden.

Nicht der Seuche zu erliegen, die unsere Welt infiziert hat.

Tante Lenna nimmt eine Flasche Bitterminze aus dem offenen Regal, bespritzt sich von Kopf bis Fuß damit und stellt sie dann hustend wieder zurück. Sie ist überzeugt davon, dass das hilft, die Fliegen abzuschrecken. Aber ich glaube, es sorgt lediglich dafür, dass ihr die Nase brennt. «Siehst du? Ich bezweifle, dass sie mir irgendwelche Aufmerksamkeit schenken werden», sagt sie zu mir, die lavendelfarbenen Augen nun hinter dem Stoff verborgen, der ihr Gesicht bedeckt.

«Ich bin sicher, du wirst sie stattdessen mit deiner lieblichen Persönlichkeit anlocken.»

Sie schnaubt. «Wohl eher *du*. Ich bin nur eine mürrische alte Frau mit kaputten Knien. Da werden sie sich nicht die Mühe machen.»

Sobald sie verhüllt ist, begleite ich sie zur Tür. «Komm bald nach Hause», sagt sie streng und schlüpft hinaus, so schnell sie kann. Trotzdem gelingt es etwa einem Dutzend Fliegen, hereinzukommen.

Ich stopfe den Stoff wieder in die Ritzen der Tür und schnappe mir dann die Fliegenklatsche, um sie totzuschlagen, eine nach der anderen. Ihre schwarzen rundlichen Leiber fallen um mich herum zu Boden, die bernsteinfarbenen Flügel zucken.

Wir hatten schon mal damit zu kämpfen, dass sie Eier in die Bütte gelegt hatten. Es hat eine ganze Woche gedauert, sie loszuwerden, nachdem sie geschlüpft waren. Ich will das *wirklich* nicht noch mal durchmachen.

Nun, da Tante Lenna fort ist, konzentriere ich mich darauf, mit meiner Arbeit fertig zu werden, bevor es zu spät wird. Unsere Stadt achtet streng auf die Ausgangssperre, zumindest bei mir.

Besonders bei mir.

Ich gehe zu der Ecke, wo ein Haufen alter Leinenstoffe wartet. Das Gute daran, in einer großen Stadt zu leben, ist, dass wir hier genug Leute haben, von denen wir Leinen sammeln können. Je fadenscheiniger das Gewebe, desto besser.

Ich knie mich hin, um die Lumpen in Streifen zu reißen und die zerschlissenen und abgetragenen rauszusuchen. Mit einem Bündel dieser Streifen gehe ich zur Bütte und werfe sie hinein. Das Wasser ist trüb, da sich andere eingeweichte Stofffetzen bereits darin aufgelöst haben. Mit einem Holzstab tauche ich das Leinen unter und rühre es gut durch, ehe ich alles einweichen lasse.

Es sieht unappetitlich aus und stinkt zum Himmel, aber später können diese Leinenfetzen zu Brei zerstampft werden, und meine Tante wird daraus die schönsten Papierbögen in der ganzen Stadt herstellen, manchmal sogar in verschiedenen Farbschattierungen, wenn wir sie einfärben.

Als die Bütte voll ist, hebe ich die schweren, ordentlich gestapelten Papiere an und bringe sie zur Presse, wobei mein Rücken vor Anstrengung ächzt. Dann kehre ich die ganzen durchnässten Binsen auf dem Fußboden zu einem Haufen auf der anderen Seite der Papiermühle zusammen, wo sie trocknen können, damit ich sie morgen wiederverwenden kann.

Nachdem das erledigt ist, schließe ich die Stauklappe, um den Wasserzufluss vom Wasserrad draußen zu unterbrechen, und mache die Laternen aus.

Meine Muskeln sind müde, meine Hände schmerzen, meine Tunika ist feucht von dem nassen Handwerk. Aber trotz der harten Arbeit fühle ich mich gut. Ich genieße das Gefühl, etwas geschafft zu haben. Diese Papiermühle ist der ganze Stolz meiner Tante, und es macht auch mich stolz, ihr dabei zu helfen, sie zu betreiben. Dieser Ort ist wie ein zweites Zuhause für mich. Hier kann ich einfach *sein*. Und es gibt niemanden, der mir finstere Blicke zuwirft oder mich verurteilt.

Ich prüfe, ob mein Schleier noch eng um meinen Kopf gebunden ist und sicher im Knoten in meinem Nacken steckt, um mein langes Haar damit zu bündeln. Der schlichte Leinenstoff ist nichts im Vergleich zu den kunstvollen Haarschleiern, die von den Adeligen getragen werden, aber er hält der harten täglichen Arbeit stand.

Und, noch wichtiger, er verdeckt meine Hörner.

Sie sind nicht groß, nur ein paar Zentimeter lang, leicht gebogen und sitzen oberhalb meiner Stirn. Ihre Form ist stummelig, mit stumpfen Spitzen, wie die Hörner eines Zickleins, und sie sind so schwarz wie mein Haar.

Sie wären weniger auffällig, wenn sie nicht diesen glitzernen Effekt hätten, sobald sie das Licht einfangen – dasselbe subtile Funkeln, das mein Haar auf ganzer Länge durchzieht, wie Sternenlicht, das in seinen Strähnen gefangen ist.

Ich habe Glück, dass Schleier gerade so in Mode sind.

Von einem Haken neben der Tür nehme ich mir eine lange Bahn durchscheinenden Stoffs und stecke sie in meinen Kragen. Dann drapiere ich den Rest über mein Gesicht und befestige ihn an meinem Schleier, bis Hals und Kopf vollständig bedeckt

sind. Der Stoff ist transparent genug, um hindurchsehen zu können, aber so dick, dass die Fliegen mir nicht in die Augen kriechen und Ohren und Mund angreifen können.

Das wäre gar nicht angenehm.

Ich bemerke einen kaum wahrnehmbaren Schimmer auf meinen Fingernägeln, ehe ich mir die Handschuhe überstreife. Mit weiteren Stoffstreifen binde ich die Enden meiner langen Ärmel über den Handschuhen fest und mache dann genau das Gleiche mit dem Saum der Hosenbeine an meinen Stiefelschäften. Ich schnüre jede einzelne Lücke fest zu, damit die Fliegen sich nicht hineinzwängen können.

23

Als ich die Tür der Papiermühle öffne, schlägt mir ein Schwall frischer Luft entgegen.

Und *Tausende* von Fliegen.

Wunderbar.

Schnell schlage ich die Tür hinter mir zu und gehe in die Hocke, um den Stoff an Türschwelle und Zarge in all die angreifbaren Stellen zu stopfen. Ein paar Fliegen werden es wahrscheinlich trotzdem schaffen, sich hineinzuschmuggeln, aber die können wir am Morgen hoffentlich ohne allzu große Mühe beseitigen.

Ich richte mich wieder auf, wende mich ab und mache mich auf den beschwerlichen Weg zurück zur Stadtmitte. Fliegen sausen in fieberhafter Feindseligkeit umher. Sie sind klein, aber es sind so viele, dass sie die Luft verstopfen wie zerrissene Gewitterwolken. Der ungepflasterte Weg, dem ich folge, war früher mal eine Wiese, bevor sie aufgefressen wurde. Jetzt erstreckt sich hier der Boden wie eine dellige Hautschicht, während Fliegen das Wasser verpesteten, das sich in meinem Rücken durch die Landschaft schlängelt.

Der Fluss Erews glitzert nicht mehr. Auf ihm sollten sich

Boote und Schwimmer tummeln, während die Leute an den Uferbänken ihre Wäsche waschen oder Wasser holen oder fröhlich herumplanschen. Aber jetzt ist niemand mehr hier draußen, abgesehen von einer Handvoll vermummter Fischer, die den Fliegenschwärmen trotzen, während sie versuchen, vereinzelte Forellen zu fangen und in Einmachgläsern zu sichern, ehe sie aufgefressen werden.

Da unser Vieh und Farmland zum größten Teil vernichtet ist, wird in unserer Stadt *sehr viel* Fisch gegessen. Doch obwohl unser Fluss so mächtig ist, werden die Fischbestände nicht ewig reichen. Schon jetzt gehen sie zurück. Die Preise steigen. Die Nachfrage wird zunehmend verzweifelt.

Mein Magen krampft sich vor Hunger zusammen.

Ich gehe den flachen Hügel hinauf, fort vom Wasser, während Fliegen gegen meine Kleider prallen. Über mir überzieht das endlose Pulsieren der Macht aus dem Herzen der Erde den Himmel wie ein wogender, brodelnder Schleier aus Blut.

Ich frage mich oft, wie Brekon vor dreißig Jahren ausgesehen hat, bevor die Erde aufbrach. Noch nie habe ich einen richtigen blauen Himmel gesehen, und das werde ich wahrscheinlich auch nicht mehr, denn die meisten Leute sagen, dass unsere Welt niemals aufhören wird zu bluten.

Dass sich die Wunde in ihrem Herzen nie schließen wird.

Früher blühte Brekon auf, erfüllt von der Magie, die aus der Erde hervorkeimte. Wir Fae waren dadurch in der Lage, die Wälder zurückzudrängen, die Meere zu besänftigen und unsere Felder vor Leben strotzen zu lassen. Jetzt strömt all diese Macht einfach nur in die Luft, verdeckt täglich die Sonne und den Himmel und hüllt uns ein in ihr blutiges Leichentuch.

Das ist für die Moral nicht gerade förderlich.

Oben auf dem Hügel angekommen, nehme ich den Weg,

der mich auf die gepflasterte Straße führen wird. Jenseits der umherschwirrenden Schwärme erstreckt sich Hamelyn vor mir. Die Straßen sind mit Kopfsteinpflaster bedeckt, breit genug, dass vier Kutschen nebeneinander fahren können – nicht, dass es hier irgendwelche Kutschen gäbe. Was auch immer an Pferden noch lebt, wurde längst versteckt und in Sicherheit gebracht.

25

Früher herrschte in der Stadt reges Treiben, doch nun nicht mehr. Nur vereinzelte Gestalten sind draußen unterwegs, eingehüllt in Stoff. Die meisten von ihnen hasten von einem Ort zum anderen, genau wie ich.

Vor mir hält sich allerdings eine Person auf, die es nicht eilig hat: ein verhüllter Mann an der Straßenecke, der mit rauer Stimme singt, in der Hoffnung, dass man ihm eine Münze vor die Füße wirft.

«Dürre und Fliegen lassen alles erliegen,
verzehren Fleisch und Land.
Pest und Feuer, gar ungeheuer,
geben mit Hagel sich die Hand.
Nur Ungemach, seit Brekon zerbrach,
von Ratten heimgesucht.
Vor Gift schwarz das Wasser, mit Dunkelheit und
Asche
sind alle wir verflucht.»

Es ist kein besonders fröhliches Lied, aber es bleibt mir im Ohr. Die neun Plagen, die unsere Welt quälen, sind wirklich das Einzige, worüber die Dichter und Troubadoure heutzutage singen, und die Melodien sind ansteckend wie ... na ja, wie die Pest.

Ich gehe an dem singenden Mann vorbei und sehe an den Gebäuden hinauf, die immer noch Eleganz ausstrahlen, manche fünf Stockwerke hoch. Sie alle haben Fachwerkfassaden mit Kreuzmustern aus dunklem Holz und cremeweiß getünchtem Mauerwerk. Kunstvolle Zierleisten ziehen sich an Traufen und Türrahmen entlang, mit Schnörkeln und Ornamenten wie bei dem Puppenhaus, das meine Tante für mich gebastelt hat, als ich ein kleines Mädchen war.

Doch die Schönheit der Stadt ist entstellt.

Überall sind Holzbretter, gespannte Planen, gewebte Teppiche und Metallplatten zu sehen – alles, was sich an Material nur irgendwie entbehren lässt. Sie halten jedes Fenster und jede angreifbare Lücke oder Nahtstelle verschlossen. Während ich die Straße entlanggehe, sehe ich vor den Türen Eimer, die mit sauber abgenagten Fischgräten gefüllt sind – Opfergaben, rausgestellt in der Hoffnung, die Fliegen von den Türschwellen fortzulocken.

«Heiliger Rauch von den Schicksalsmächten! Reinigt eure Luft von eurer Sündhaftigkeit, und die Plage wird weichen!»

Ich werfe einen Blick hinüber zu der Händlerin, die das gerufen hat. Sie sitzt hinter einem dichten Netz, das um ihren Wagen gespannt ist. Dabei hält sie ein qualmendes Bündel angegrauter, mit einer Schnur zusammengebundener Kräuter hoch. Es riecht fürchterlich, sogar bis hierher. Nicht, dass das die Fliegen besonders zu stören scheint.

Ein weiterer Händler ruft mir etwas zu. Dieser Kerl will mir Gläser mit etwas Fauligem verkaufen. «Stellt das auf eure Türschwelle, und die Fliegen werden die verfluchte Opfergabe fressen!»

Gewiss werden sie die Opfergabe fressen. Aber sie werden

trotzdem auch *uns* fressen. Es wird nicht das Geringste dazu beitragen, sie loszuwerden.

Jedes Mal, wenn eine Plage auftaucht, folgen ihr die Scharlatane auf dem Fuß. Vor ein paar Jahren, als wir von der Hagel-Plage heimgesucht wurden, haben gewisse Leute Metallhüte verkauft und behauptet, sie wären unzerstörbar. Aber wenn die Hagelkörner so groß werden können wie deine Faust, wird ein Hut nicht viel nützen. Besonders keiner aus Blech.

27

«KAUFT EURE FLIEGEN-TINKTUR HIER!»

Der Schrei lässt mich zusammenzucken. Rasch schüttele ich den Kopf in Richtung der Händlerin, damit sie ihre Anstrengungen nicht noch verdoppelt, mich dazu zu bringen, etwas zu kaufen.

Ich habe sowieso kein Geld.

Eine weitere Marktschreierin ist von einer Art Netzhängevorhang umhüllt, der durchsichtig genug ist, dass ich ihr Gesicht erkennen kann. Auch sie ruft den hastig vorbeieilenden Passanten etwas zu, aber es sind keine Waren, die sie anpreist. Es ist Gottesfurcht.

«Die Plagen sind unsere Strafe!», ruft sie. «Tut Buße vor den Schicksalsmächten! Lasst ab von jenen, die nicht sein sollten! Schande über die Bane!»

Zu ihren Füßen ist ein bemaltes Schild aufgestellt.



Ich kann nicht anders. Ich schaue sie direkt an.

Sobald unsere Blicke sich treffen, leuchten drei stecknadelgroße Lichter auf ihrer Stirn auf, wie eine Konstellation

winziger Sterne. Sie sind nur für einen Sekundenbruchteil zu sehen, ehe sie verblassen und wieder verschwinden. Doch das reicht aus.

Unweigerlich höre ich die Wahrheit ihrer Sterne, als würde sie mir ins Ohr geflüstert.

Scharfe Zunge. Sorgt oft für Chaos in ihrem Heim. Rastlos.

28 Ich starre sie einen Herzschlag zu lange an, und die milchig-blauen Augen der Frau wandern hoch zu den zwei Höckern, die sich unter meinem Schleier abzeichnen. Plötzlich blitzen diese Augen auf.

Ein spindeldürrer Finger streckt sich und zeigt auf mich. «*Tut Buße! Lasst ab! Schande!*»

Die Art, wie sie mich ansieht, lässt mich zusammenzucken. Was würde sie wohl denken, wenn sie wüsste, was ihre Sterne mir verraten haben? Nicht, dass ich ihr das je sagen würde. Ich verrate niemandem, was ich in ihren Sternen lese. Verrate niemandem, dass ich diese Magie überhaupt besitze.

«Ihr seid eine Plage für Brekon!», schreit die Frau. «Ihr macht unsere Welt krank!»

Ich wende mich ab.

Ihre Stimme folgt mir.

«Betet zu den Schicksalsmächten für das Blut, das ihr in euch tragt! Und für das Blut, das unsere Welt noch immer verströmt!» Sie zeigt hinauf zum blutigen Himmel – auf den Makel, den jeder loswerden will.

Genauso, wie sie mich loswerden wollen.

Das zeigt sich deutlich sichtbar auf dem Gesicht von fast jedem einzelnen Fae, dem ich begegne. Sie hassen den Himmel, sie hassen die Plagen, und sie hassen mich.

Denn als die Welt zerbrach, war es nicht nur Macht, die aus dem Innern herausblutete. Es kam noch etwas anderes

hinzu. Neun Geschöpfe kämpften sich aus dem Innersten der Erde empor und durch den Spalt heraus. Geschöpfe, die völlig anders waren als alles, was unsere Welt je gesehen hatte.

Die Fae nannten sie *trobāne mor ev ragis michtá* in der alten Sprache.

Schrecken, hervorgebrochen aus der Erde.

Jetzt nennen alle sie einfach nur die *Bane*.

29

Manchen Gerüchten zufolge waren sie einst Gottheiten. Angeblich hatten die Schicksalsmächte sie im Innern der Erde eingesperrt, als Strafe für ihre Missetaten. In einem stimmen alle Berichte überein: Als Brekon aufbrach, kamen die Bane hervor, die Köpfe von Geweihen bekrönt, mit Macht in ihren Fingerspitzen und Schrecklichem im Sinn.

Sie versuchten, ganz Brekon zu unterjochen, jeden einzelnen Fae.

Und beinahe wäre es ihnen auch gelungen.

Einzig und allein die Blut-Fae waren es, die uns schließlich retteten – jene Fae, welche die Macht überlebt hatten, die aus dem Herzen der aufgebrochenen Erde herausquoll. Sie hatte ihre Adern mit neuer Magie vollgepumpt, wie es sie nie zuvor gegeben hatte.

Trotzdem brauchten die Blut-Fae *fünf Jahre*, um alle Bane zu besiegen. Um ihre Geweihe abzuschneiden und ihre Leichen zurück in den Riss in der Erde zu werfen. Doch ehe die Bane erschlagen wurden, ließ jeder von ihnen eine vernichtende Plage auf unsere Welt los.

Die Bane mögen schon lange fort sein, doch ihre Plagen sind geblieben.

Um uns zu bestrafen.

Um uns zu verfluchen.

Genau wie es diese Frau tut, die mir immer noch ihre Flüche hinterherschreit.

«Tut Buße! Lasst ab! Schande!»

Ich blicke über meine Schulter zu ihr zurück. Mustere ihr Gesicht, verzerrt von ihrer Anklage. Denn Plagen waren nicht das Einzige, was die Bane zurückließen.

30 Fünf ganze Jahre in unserer Welt zu leben, ist eine lange Zeit. Genug Zeit für mächtige Wesen wie sie, die Fae heimzusuchen und zu terrorisieren ... und dabei ihren Samen zu verbreiten.

Und so entstanden die *Fane*.

Mit den spitzen Ohren der Fae und Hörnern wie die Geweihe der Bane. Eine neue Spezies, hineingeboren in unsere zerbrochene Welt.

Halb Bane, halb Fae und ganz und gar verhasst.

Und ich muss es wissen.

Denn ich bin eine von ihnen.

Kapitel 2



31

Die keifenden Rufe der Frau bleiben nicht ungehört. Ein weiterer Mann nimmt ihre Flüche auf und schleudert sie mir entgegen.

«Bane-Blut! Die Plagen verbreiten sich wegen euch! Schande!»

Über seinem Wagen sind Worte in großer Schrift aufgemalt.

FREUND ODER FEIND

FANE ODER FAE

Andere Leute schauen nun zu mir rüber. Das Spektakel lässt sie stehen bleiben, trotz der Fliegenschwärme. Manche Fae glauben, dass die Fane der Grund dafür sind, warum die Plagen nicht verschwinden wollen. Dass unser Bane-Blut uns dafür verantwortlich macht. Ich nehme an, es ist einfach, uns die Schuld zuzuschieben, obwohl es nicht unsere Schuld ist.

Mit trockenem Mund und pochendem Herzen wende ich mich von den anklagenden Rufen ab. Die Fliegen schwirren um mich herum, als wollten sie mich ebenfalls auslöschen. Ich ducke mich an einem besonders dichten Schwarm vorbei und versuche, die Insekten zu ignorieren, die unter meinen Stiefeln knirschen, während ich eine Abkürzung durch eine Seitengasse nehme.

Auf der nächsten Straße geht jemand, der dick in Stoff eingehüllt ist. Doch der Frau rutscht ihr Beutel aus den Händen, und kostbare Früchte kullern über die Straße.

Sofort stürzen sich die Fliegen darauf.

«Nein!»

32 Die Frau lässt sich auf die Knie sinken und versucht verzweifelt, die Früchte wieder aufzusammeln, bevor die Insekten sie auffressen. Ich mache einen Satz vorwärts, um eine Frucht aufzuhalten, die auf mich zurollt, und schlage die Fliegen fort, während ich sie mir unter den Arm klemme.

«Pella, das Glas!»

Auf den Ruf der Frau hin rennt ein kleines Mädchen mit einem großen schwappenden Behälter herbei und stellt ihn auf den Boden. Ihre Handschuhe sind zu groß für ihre Hände, darum braucht sie mehrere Versuche, bis sie endlich den Deckel aufbekommt. Die Frau wirft eine rote Frucht hinein und ertränkt damit die Fliegen, die immer noch daran kleben.

Hastig sammle ich zwei weitere herumrollende Früchte auf und stecke sie alle in das Glas. Wasser spritzt heraus und Fliegen schwirren herum, wobei einige sogar der Flüssigkeit trotzen, um an die Nahrung zu kommen.

«Hier», sage ich und sehe mich um. «Ich glaube, das sind alle.»

«Danke, ich danke dir!», ruft die Frau aus, während sie den Deckel auf die Öffnung knallt. «Ich habe mein ganzes Geld dafür ausgegeben.»

Sie hebt den Kopf, das Gesicht größtenteils von dem Schleier verborgen, der sie umhüllt. Sobald sich unsere Blicke treffen, erscheint eine Konstellation aus vier winzigen Sternen auf ihrem Gesicht, die nur ich sehen kann. Sofort strömen die Worte auf mich ein, als ich in den Sternen lese.

Offen für Veränderungen. Liebt Wasser. Starker Beschützerinstinkt.

Ich blinzele, als die Konstellation verblasst, und bemerke, dass sie mir eine der Früchte hinhält, eingewickelt in Stoff. Sofort läuft mir das Wasser im Mund zusammen, obwohl die Frucht leicht verschrumpelt ist und die Fliegen fieberhaft versuchen, durch die Spalten zwischen ihren Fingern an die Schale zu kommen. «Schnell, nimm das. Als Zeichen meines Dankes.»

33

Ich schüttle den Kopf. «Nein, das ist schon in Ordnung, wirklich.»

«Ich bestehe darauf. Du –»

Das kleine Mädchen schnappt nach Luft und zeigt mit dem Finger auf mich. Auf meine Hörner unter dem Schleier. «Mama, schau! Sie ist eine Fane.»

Mein Herz wird schwer.

Sogar durch den Stoff hindurch kann ich erkennen, wie der dankbare Ausdruck auf dem Gesicht der Mutter verschwindet. Sie reißt die angebotene Frucht zurück und greift sich dann das Glas mit der einen Hand und ihre Tochter mit der anderen. «Diese Fliegen sind deine Schuld, Bane-Blut», zischt sie und eilt mit ihr davon.

Als wäre *ich* die Plage.

«Einen schönen Tag noch!», rufe ich ihr mit zuckersüßer Stimme hinterher.

Meine Miene dagegen ist bitter.

Ich hätte mich nicht einmischen sollen, aber ihr Missgeschick und die kreischenden Marktschreier haben mich etwas aus der Bahn geworfen. Ich stehe auf und dränge mich an dem Fliegenschwarm vorbei, wobei Hunderte der Insekten an mir haften bleiben.

Der Schmerz jedoch haftet stärker.

Inzwischen sollte ich eigentlich daran gewöhnt sein. An die Blicke, an den Hass, an die Zurückweisung, aber nichts davon verliert je ganz seinen Stachel.

34 Ich beschleunige meine Schritte, als ich den Glockenturm der Stadt erschallen höre. Neun Glockenschläge – einen für jede Plage. Bei Tagesanbruch, zur Mittagsstunde und bei Sonnenuntergang stößt der Turm seine weithin hallende Warnung aus, jeden Tag, seit die Fliegen kamen.

Und die Glockenschläge warnen mich auch, dass die Ausgangssperre naht.

Als ich hochblicke, sehe ich, dass die Verschmutzung am Himmel zu weichen beginnt. Sie verschwindet jeden Tag bei Sonnenuntergang, wenn die Sonne unserer Erde am nächsten steht, ehe sie schließlich versinkt. Es reicht gerade aus, um die trüben, wogenden Wolken fortzubrennen – bis zum Morgen, wenn sie sich wieder zusammenballen.

Viele Leute beklagen den Verlust des blauen Himmels, aber um ehrlich zu sein, stört es mich nicht besonders, dass wir keine klaren, sonnigen Tage mehr haben.

Ich habe die Nacht schon immer vorgezogen.

Denn ich liebe es, zuzusehen, wie sich ihr funkelnder schwarzer Schleier herabsenkt. Vielleicht fühle ich eine gewisse Verwandtschaft zu ihr wegen meiner schwarzen Haare und Hörner, oder wegen der Sternenkongstellationen, die ich bei anderen lesen kann. Jedenfalls habe ich nur unter den kalten Sternen inmitten der schwarzen Unendlichkeit wirklich das Gefühl, durchatmen zu können. Doch dank der Ausgangssperre darf ich mich nach Sonnenuntergang nicht draußen aufhalten, und wenn die Fliegen die Luft so dick und zäh machen wie Ascheflocken, fühlen sich meine Atemzüge zu flach und zu wenig an.

Die Sonne strahlt durch die dünner werdende Schmutzschicht, und die Hitze wird zunehmend intensiver, seit ich die Papiermühle verlassen habe. Es ist nur noch eine Stunde hin bis Sonnenuntergang. Bis die Sonne hinter dem Horizont versinkt, hinter unsere Erde und außer Sicht.

Ich muss bis dahin ebenfalls außer Sicht sein. Die Ausgangssperre gilt für alle, wenn die Stadt von einer Plage heimgesucht wird, doch für Fane wird sie viel strenger kontrolliert. Ich darf mich nicht draußen aufhalten, bis der erste Funken der Morgendämmerung erglüht. Bis dahin werden die letzten Sterne bereits erloschen sein und das blutende Herz der Erde den Himmel wieder rot färben.

Es ist so deprimierend.

So konstant.

So verdammt endlos.

Ich ersticke fast vor Hitze unter all dem Stoff, obwohl sich der Sommer bereits dem Ende zuneigt, und zwingt mich trotzdem, schneller zu gehen. Ich muss mich aus diesen Stoffschichten pellen, bevor ich zu einer Pfütze aus Schweiß zerfließe!

Nur noch zwei Häuserreihen, dann kommt unser Miets-
haus in Sicht. Wir wohnen im zweiten Stock. Es ist nicht so luxuriös wie die großzügigen Herrenhäuser und Wohnungen im Zentrum, aber es hat dieselbe Fachwerkfassade wie die übrigen Gebäude der Stadt, mit verblasstem Putz auf dem Ziegelmauerwerk im Erdgeschoss.

Ich gehe die Außentreppe an der Seite des Hauses hoch, und jeder meiner Schritte zertritt Insekten. Von hier oben kann ich sehen, wie weit sich die Fliegen tatsächlich ausgebreitet haben. Sie verkleben die Straße, schweben über den Dächern, versuchen, sich durch Fenster und Türen zu zwängen, während noch mehr von ihnen um die Leute unten herumschwirren.

Als ich den zweiten Stock erreiche, schnippe ich mit einem Finger gegen die Plane, die straff gespannt vor unserer Eingangstür befestigt ist. An dem getrockneten Leim hängen Hunderte von Fliegen. Die meisten sind tot, manche zappeln noch, während sie versuchen, sich zu befreien. Wir bestreichen die Plane alle paar Tage mit frischer Paste. Wahrscheinlich werde ich das ganze Ding bald wegwerfen und ein neues Stück Stoff suchen müssen, bevor es zu schwer wird.

Ich ergreife die Plane an der oberen linken Ecke und ziehe sie vom Haken. So schnell ich kann, ducke ich mich darunter durch, packe den Türgriff und drücke die Tür auf. Meine Augen haben kaum Zeit, sich an das schwache Licht im Innern zu gewöhnen, ehe ich mir auch schon die Fliegenklatsche schnappe, um die Fliegen zu erschlagen, die mit mir hereingeschwirrt sind.

Ein paar kleben an meinem Gesichtsschutz und an meinen Ärmeln, und ich schlage mit den Händen danach, bis einige Dutzend von ihnen den Boden übersäen. Ich verziehe das Gesicht, während ich sie zertrete, um sicherzugehen, dass sie wirklich tot sind. Anschließend kehre ich sie mit dem Handbesen auf und werfe die schwarzen Insekten in den Abfalleimer neben der Tür.

Als ich mich aufrichte, höre ich meine Tante rufen: «Alles in Ordnung? Oder haben sie dich bei lebendigem Leib aufgefressen?»

Ich schnaube und fange an, mich auszuwickeln und meine Stiefel und Handschuhe abzustreifen. Dabei vergewissere ich mich, dass keine weiteren Fliegen an meinen Kleidern haften. Wenn ich auch nur eine einzige übersehe, könnte sie Eier legen, und dann hätten wir einen ausgewachsenen Befall am Hals. «Nicht heute, aber sie haben es versucht.»

«Das tun sie immer.»

Als ich nur noch Tunika und Hose trage, atme ich erleichtert auf und löse meinen Schleier. Ich ziehe den Stoff aus dem Knoten in meinem Nacken und lasse mein Haar offen herunterfallen. Die Spitzen meiner schimmernd schwarzen Strähnen reichen mir bis zu den Hüften, und ich schüttle sie aus, um die Hitze loszuwerden, die sich in meinem Haar angestaut hat.

37

Schließlich gehe ich durch das Vorderzimmer zur Küche und komme dabei an dem Sofa und dem wackligen Tisch vorbei, der es mit dem runden bestickten Tischtuch in der Mitte immer noch schafft, hübsch auszusehen. Die Fenster sind allesamt vernagelt, darum ist die Luft hier drinnen stickig und das Licht schwach, aber es hält eben die Fliegen draußen.

Am umständlichsten war es, den Kamin zu versiegeln. Wir mussten Unmengen von Stöcken und Stoff und Leim in den Schacht stopfen, bis wir ihn endlich abgedichtet hatten. Wer weiß, ob er je wieder richtig funktionieren wird. Und trotzdem: Bei all den verstopften Winkeln, all den zugeleimten Ritzen, all den versiegelten Spalten gelingt es manchmal ein paar Insekten dennoch, hereinzukommen. Sie sind so aufdringlich!

Früher wandelten die Fae durch eine Welt von magischer Schönheit, in der Blumen einfach so ... erblühten, wenn man sie nur berührte. Und was haben wir jetzt?

Plagen.

Kein Wunder, dass so viele Leute nicht mehr zu den Schicksalsmächten beten. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Nicht, dass ich das je laut aussprechen würde. Es wäre gewiss nicht klug, unverschämt zu jenen zu sein, die unsere Welt erschaffen haben, selbst *wenn* sie zu viel Macht in ihr Innerstes gesteckt haben.

Ich gehe um den Küchentisch herum, über den abgetretenen

Teppich auf den Dielen. Unsere Arbeitsflächen sind abgenutzt, Kratzer und Wasserringe verunzieren die Holzmaserung, aber jede abgewetzte Stelle fühlt sich gemütlich an. Meine Tante steht am Herd und rührt in einer mehligten Suppe herum, aus der Kräuterzweige hervorlugen.

38 «Riecht gut», sage ich, während ich zur Spüle gehe und mich mit dem Wasser, das sie gestern geholt hat, frisch mache.

«Sie ist fertig», antwortet Tante Lenna und streicht sich das Haar hinter ihre spitzen Ohren. Anders als die meisten Frauen in der Stadt trägt sie ihr Haar kurz und nicht unter einem Schleier. Es ist stumpf auf Kinnlänge geschnitten und dunkelblond, wobei sich am Ansatz schon erstes Silber zeigt.

Ich greife in die Regale und hole einen Stapel Suppenteller heraus. «Ich werde ihr eine Portion bringen.»

Meine Tante nickt und füllt mir etwas von der Suppe auf. Ich schnappe mir alles Nötige und verschwinde damit hinaus in den kurzen Flur. Hier gibt es vier Türen, eine neben der anderen. Die Räume sind winzig, aber wir haben das Glück, dass wir unsere eigenen Zimmer und einen kleinen Waschraum haben.

Ich klopfe an die hinterste Tür und schlüpfe dann vorsichtig hinein, wobei ich darauf achte, nichts zu verschütten. Sobald ich mich umdrehe, sehe ich sie im Bett sitzen, Nadel und Faden in der Hand und einen Stapel Kleider auf dem Schoß.

«Hi, Mým.»

Bei ihrem Anblick wird mir warm ums Herz, doch sofort kühlt tiefe Sorge diese Wärme ab. Sie lächelt mich an, aber ihre rosafarbenen Augen wirken trüb, ihr Gesicht blass und ausgezehrt, und ihr Schleier sitzt lose. Hellblonde Strähnen fallen ihr über die Schulter, schlaff und dünn.

Ich ziehe besorgt die Brauen zusammen und stelle ihr den Teller Suppe auf den Nachttisch. «Geht es dir gut?»

«Sie hatte einen Krampfanfall», sagt Tante Lenna. Als ich mich umdrehe, sehe ich sie hinter mir ins Zimmer kommen. Sie stellt eine Tasse mit dampfendem Tee ab. «Trink das auch, Marryn.»

Meine Mutter sieht sie mürrisch an. «Es war nur ein kleiner Anfall.»

Tante Lenna presst die Lippen zusammen, was mir verrät, dass er *nicht* klein war.

Mein Magen verkrampft sich. «Mÿm ...»

Ihre Hand legt sich auf meine, um sie zu drücken. «Es geht mir gut. Versprochen.»

Das sagt sie immer.

Aber tagein, tagaus scheint meine Mutter immer schwächer zu werden. Immer erschöpfter. Im letzten Jahr war sie größtenteils bettlägerig. Zu kraftlos, um auch nur aufzustehen.

Wie viele Tinkturen wir auch ausprobiert haben, zu wie vielen Heilern wir sie gebracht haben – niemand hat Wege gefunden, ihren Zustand zu verbessern. Jede Münze, die wir erübrigen konnten, wurde für den Versuch ausgegeben, ein Heilmittel zu finden, doch keines von ihnen hat irgendetwas bewirkt.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, in der sie meine Hand nahm und mich nach draußen führte. Dann haben wir uns auf unseren Lieblingshügel mit Blick über das Farmland gesetzt. Stets nahm sie kandierte Früchte für uns mit, und dann legte sie sich ins Gras und hielt ihr Ohr an den Boden. Sie sagte mir, ich sollte lauschen, wie die Erde mit uns spricht. Nie konnte ich etwas hören, aber ich versuchte es trotzdem, und dann lächelte sie und summte vor sich hin, und ihre schöne Stimme war sanft und fröhlich.

Doch wie lange mag es her sein, dass sie sich stark genug da-

für gefühlt hat? Jedenfalls lange, bevor die Fliegen es unmöglich gemacht haben, die frische Luft zu genießen. Jeden Tag quält mich die Sorge, dass sie das nie wieder können wird. Dass jene Zeit nicht mehr ist als eine bloße Erinnerung.

40 Meine Mutter macht Anstalten, das Bündel auf ihrem Schoß wegzuschieben, und ich nehme es ihr rasch ab. «Was ist das alles?», frage ich, während ich es näher anschau.

«Ich habe diese Tuniken für dich geflickt. Du hättest mir sagen sollen, dass sie schon so abgetragen waren. Dein brauner Schleier auch. Ich habe die Risse ausgebessert. Die Flicker passen zwar nicht perfekt, aber ich glaube, das geht schon so.»

Ich schenke ihr ein Lächeln und lege das Bündel auf ihrem Ankleidetisch ab. Dann stecke ich ihre Nadel ins Nadelkissen und platziere schließlich die Fadenspule obendrauf.

«Wie geht es deinen Kopfschmerzen?», frage ich.

Sie hebt eine Hand und streicht sich behutsam über die Stirn. «Viel besser als heute Morgen. Jetzt sind sie kaum noch zu spüren.»

«Gut.»

Tante Lenna kehrt mit zwei weiteren Suppentellern zurück, und zu dritt setzen wir uns auf das Bett meiner Mutter, um gemeinsam zu essen. So machen wir das immer, wenn sie sich nicht gut genug fühlt, um am Tisch zu sitzen.

So machen wir das immer öfter.

Als wir fertig sind, räume ich die Teller ab. Dann nehme ich die letzten gezuckerten Kekse aus der Dose und bringe sie den anderen. Unser Essen ist in letzter Zeit immer karger geworden, da die Preise steigen und die Zerstörung durch die Fliegen anhält, aber heute Abend brauchen wir einfach eine kleine Belohnung.

«Oh, nein, Esti, ich bekomme keinen Bissen mehr runter»,

sagt meine Mutter, doch ich ziehe eine Augenbraue hoch. Wir wissen alle, dass diese Suppe kaum genug war, um satt zu werden.

«Du brauchst deine Kraft.»

«Du brauchst sie viel mehr als ich. Ihr beide braucht sie», widerspricht sie mit einem Nicken zu Tante Lenna und mir. «Wo ihr doch jeden Tag in der Papiermühle arbeitet.»

«Mým. Nun nimm schon den Keks.»

Sie versucht, mir einen strengen Blick zuzuwerfen, doch das gelingt ihr nie wirklich. Nicht bei mir. «Ich bin deine Mutter, weißt du.»

«Darum weißt du besser als jeder andere, wie stur ich sein kann», gebe ich zurück.

Sie versucht, spöttisch zu schnauben. Doch ich kann hinter ihre spielerische Fassade blicken und den Schmerz sehen, der darunter liegt. Das chronische Leiden, das ihre Knochen angreift und ihre Nerven lähmt und ihre Muskeln wie Sprungfedern verdreht. Sie hat ihre guten Tage und ihre schlechten Tage, aber wir müssen beständig um ihre Gesundheit kämpfen.

Dabei will ich nur eines: ein Heilmittel finden. Denn seit dem Moment, als die Erde aufbrach, leidet sie.

Meine Mutter – die freundlichste, sanfteste Person auf der Welt – war gezwungen, schreckliche Dinge zu ertragen. Sie wurde dafür gemieden, dass sie mich behalten hat. Dafür, dass sie mich liebt. Und ich muss tatenlos zusehen, wie ihre Gesundheit Tag für Tag schwindet, während sie so angestrengt versucht, stark zu bleiben.

Endlich nimmt sie einen Bissen von dem Keks. Erst dann fange auch ich an, meinen zu essen. Zuckerkrümel fallen auf ihre Lippen, und Freude strahlt aus ihrem Lächeln. «Du verwöhnst mich, *Cardiya Melish*.»

Cardiya Melish – süßes Herz in der alten Sprache.

«Ich verwöhne dich nicht. Nicht mal annähernd genug.»

Ich wünschte, ich könnte sie verwöhnen, aber ich kann es nicht.

42 Wenn ich die Wahl hätte, würde ich sofort aus dieser Stadt fortgehen und versuchen, anderswo Hilfe zu finden. Aber das darf ich nicht, nicht einmal dann, wenn unsere Tore offen stehen. Als Fane muss ich vorher eine Erlaubnis beantragen und mir von einer anderen Stadt oder Ortschaft eine Genehmigung einholen, und ich bezweifle, dass man sie mir erteilen würde.

Eine alte, lang gehegte Wut hat sich in mir verhärtet. Wut darüber, wie hilflos ich bin. Wie gefangen wir sind. Wut auf die Fliegen, die unser Leben auffressen. Auf Lord Havlon, den Gebietsherrn, der unsere Stadt regiert. Er ist derjenige, der uns beschützen sollte. Und dennoch lässt er diese Plage ungehindert wüten. Tut *nichts*, um sie einzudämmen. Ich habe von Gebietsherren anderer Territorien gehört, die viel besser für ihre Leute sorgen, und darum beneide ich sie.

Aber ich lasse mir keinen dieser dunklen Gedanken anmerken. Meine Mutter hat schon genug Dunkelheit erlitten. Ich versuche immer, das Licht für sie zu sein, und sie versucht dasselbe für mich.

Egal, wie düster sie sich wirklich fühlt.

«Das war köstlich», sagt sie, als sie fertig ist und sich mit einem zufriedenen Seufzen wieder in ihrem Bett zurücklehnt.

«Siehst du? Du solltest öfter auf mich hören», erwidere ich und stecke mir das letzte Stück Keks in den Mund.

Als Antwort schenkt sie mir ein weiteres warmes Lächeln, das die Grübchen in ihren blassen Wangen zutage treten lässt, und bei dem Anblick muss ich einfach zurücklächeln. Diese Grübchen sind das Einzige, das ich äußerlich von ihr geerbt

habe. Sie ist eine zerbrechliche Schönheit, zart wie eine Blume, und sieht völlig anders aus als ich. Ihr Haar ist hellblond und nicht etwa schwarz wie meines, und ihre Augen sind rosa, meine onyxfarben. Ich bin größer als sie mit ihrer zierlichen Figur und auch kurviger. Viele Leute bezweifeln nach einem flüchtigen Blick auf uns, dass ich ihre Tochter bin.

Bis wir lächeln.

Es gefällt mir, dass wir uns am meisten ähneln, wenn wir fröhlich sind. Denn meine Mutter ist der Grund dafür, dass ich überhaupt je die Chance hatte, zu lächeln.

Marryn Calyx ist durch die Hölle gegangen.

Und trotzdem lächelt sie.

Trotz ... allem.

Später, nachdem Tante Lenna zu Bett gegangen ist, sage ich ihr ebenfalls Gute Nacht. Meine Mutter hebt ihre Hand und berührt nacheinander verschiedene Punkte auf meiner Haut: meinen rechten Augenwinkel, den Nasenrücken, mein Schlüsselbein, den linken Handrücken, meinen rechten Arm.

«Sternensprossen», murmelt sie müde. «Von dem Moment deiner Geburt an wusste ich, dass du ein Geschenk der Schicksalsmächte warst.»

Meine verstreuten Sommersprossen, die wie Sterne funkeln, und meine glitzernden Hörner und Haare sind für sie ein Zeichen dafür, dass ich ihr Licht in der Dunkelheit bin. Ihr Segen inmitten all der Last.

Und nur darum flüstere ich, wenn ich nachts im Bett liege, noch immer mein Gebet zu den Schicksalsmächten. Selbst wenn sie einem Fane nicht zuhören. Ich bete darum, dass sie die Plagen beseitigen, die unsere Welt quälen. Dass sie Tante Lenna beschützen. Dass sie mir etwas zukommen lassen –

irgendetwas! –, das meine Mutter von ihrem Leiden zu heilen vermag.

Ich werde nicht aufgeben. Weil meine Mutter nie aufgegeben hat.

Es war ihr Gesicht, auf dem ich zum ersten Mal Sterne funkeln sah. Sie leuchteten unter ihrem Auge auf und schimmerten wie Tränen.

Diese Sterne meiner Mutter waren die ersten, die ich je gelesen habe.

Bereit, Opfer zu bringen. Übersteht ein gebrochenes Herz. Würde alles für ihre Tochter tun.

Und auch jetzt, nach all diesen Jahren, haben sich ihre Sterne nicht verändert.

Kapitel 3



45

Ich weiß, wie sich Donner anhört. Donner grollt. Er baut sich in der Ferne auf, bis er schließlich über einen hinwegrollt und dabei kracht wie ein Peitschenschlag. Und das, was ich hier höre, ist kein Donner.

Zumindest ist es kein *normaler* Donner.

Kerzengerade fahre ich im Bett hoch. Mein Herz hämmert, während ich mir den Schlaf aus den Augen blinzle und mich in meinem dunklen Schlafzimmer umsehe. Das einzige Fenster ist vernagelt, aber Licht blitzt hinter den mit Stoff verstopften Lücken auf.

Aber dieses Licht ist kein Blitz während eines Gewitters.

Ich weiß, wie Blitze aussehen, und sie sind nicht *rot*.

Genau wie Donner nicht schrill und wild hämmernd ist, als würde er an unseren Himmel klopfen und Einlass fordern.

Ein schreckliches Gefühl stellt alle Härchen auf meinen Armen auf, lässt meine Fingernägel kribbeln.

Ich springe aus dem Bett und ziehe mir hastig eine Hose unter meinem Nachthemd an. Dann öffne ich die Tür. Auf dem Flur sehe ich meine Tante mit einer Kerze in der Hand aus ihrem Schlafzimmer kommen. Ihr kurzes Haar ist zerzaust und ihre Miene besorgt.

«Was ist das?», frage ich, während wir beide zur Eingangstür gehen.

«Ich weiß es nicht ...»

Hastig schnappe ich mir meinen Gesichtsschutz und die Handschuhe von der Sofalehne und streife sie über. «Ich sehe nach.»

46

Ich schnappe mir die Fliegenklatsche und öffne die Eingangstür, während Tante Lenna nervös hinter mir wartet. Draußen summen die Fliegen, aber sie wirken ebenfalls abgelenkt durch die seltsamen Geräusche und Blitze. Jedenfalls versuchen sie nicht hereinzudrängen, und es schwärmen nicht annähernd so viele vor der Tür herum wie sonst. Stattdessen schwirren sie dicht über dem Boden.

Und ich erkenne sofort, warum.

Der Himmel tobt! Gerade stößt er ein weiteres schrilles Grollen aus.

«Kommt weg von der Tür!»

Der Ausruf meiner Mutter lässt mich zurückspringen, gerade als rotes Licht aus dem schwammigen Himmel quillt. Es brennt so hell, dass ich das Gesicht verziehe und die Augen zukneifen muss. Als ich schließlich wieder hinzusehen versuche, ergießt sich plötzlich ein reißender Wolkenbruch über die Welt. Eine tiefschwarze Flut stürzt herab und peitscht wie flüssiges Glas über den Boden.

Meine Mutter schlägt die Tür zu und verfehlt nur knapp meine Nase. Sie packt mich am Arm und zieht mich hinter sich her. «Weg von der Tür, von den Fenstern, von allem!»

Der Regen prasselt heftig auf uns herab, und ich habe Angst, dass gleich das Dach auseinanderbricht. Schutz suchend drängen wir uns alle drei in der Mitte des Raumes zusammen. Wieder flammt ein gewaltiger roter Blitz auf. Ich kann ihn durch den Stoff erkennen, der in die Fenster gestopft ist. Es folgt ein weiterer dröhnender Donnerschlag.

Dann hört alles auf, mit brutaler Plötzlichkeit. Eine ohrenbetäubende Stille breitet sich aus.

«Bleibt hier», sagt meine Mutter bestimmt. Dann geht sie zur Tür und öffnet sie, um hinauszuspähen.

Ich warte wie erstarrt. Doch dann schnappe ich überrascht nach Luft, als sie plötzlich hinausgeht und die Tür hinter sich schließt. Sie ist da draußen. *Ungeschützt*.

«Mým!»

Ich stürze durchs Zimmer und reiße die Tür auf – nur um meine Mutter stocksteif auf dem Treppenabsatz stehen zu sehen. Nichts fällt über sie her, um sie bei lebendigem Leib aufzufressen. Und es regnet auch nichts auf sie herab. Der Himmel ist nicht länger rot. Der Mond scheint und blickt mit einer schiefen Grimasse auf uns herunter.

Ich trete näher an sie heran, und etwas schmatzt unter meinen Schuhen. In diesem Moment wird mir bewusst, dass die Fliegen nicht mehr umherschwirren.

Weil sie allesamt tot auf dem Boden liegen.

Ringsum auf der Straße kommen überall die Leute im Nachtgewand aus ihren Häusern. Sie sehen so zerzaust und geschockt aus, wie ich mich fühle. Die ganze Straße ist übersät mit toten Fliegen, doch das ist nicht alles, was die Stadt verschmutzt. Was auch immer da gerade vom Himmel geregnet ist, es tropft nun an den Seiten der Gebäude herunter wie schwarze Tinte.

Ich lausche angestrengt. Und zum ersten Mal seit fünf Monaten höre ich etwas.

Stille.

Keine summende Stille, sondern absolute *Stille*.

«Den Schicksalsmächten sei Dank», flüstere ich, und ein verblüfftes Lächeln macht sich auf meinem Gesicht breit. «Keine Fliegen mehr!»

Meine Mutter aber dreht sich um und ergreift meine Arme. Ihr Gesicht zeigt nicht dieselbe überraschte Freude wie meines. Sofort versiegt auch mein Lächeln, als mir bewusst wird, dass es eigentlich *nicht* gut ist, dass die Fliegen einfach so tot zu Boden gefallen sind. Überhaupt nicht gut.

Meine Mutter lehnt sich an mich, zitternd, mit blassem Gesicht. «Ja. Aber sie sind tot, weil eine weitere Plage gekommen ist, Esti.»

Mein Magen krampft sich so jäh zusammen, dass mir übel wird. Ich kaue an meinem violett verfärbten Daumennagel herum, während nackte Angst durch mich hindurchpulsiert. Ich starre an meiner Mutter vorbei zurück auf die Straße, gerade als jemand in der Ferne zu schreien beginnt.

Furcht schnürt mir die Kehle zu.

«Es gibt nur eine Sache, die den Himmel rot blitzen lässt, bevor schwarzer Regen zu Boden fällt», sagt Mutter, und mein Blick kehrt wieder zu ihrem grimmigen Gesicht zurück. «Die Gift-Plage.»

[...]